Zeitschrift: Berner Rundschau: Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik

und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 3 (1908-1909)

Heft: 2

Artikel: Götzendienst Autor: Schmid, F.O.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-747944

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gökendienst.

Von J. D. Schmid.



enn dich dein Bruder, deiner Mutter Sohn, oder dein Sohn oder deine Tochter oder das Weib in deinen Armen, oder dein Freund, der dir ist wie dein Berg, überreden würde heimlich und sagen: Laß uns geben &cccce@>>>>>> und andern Göttern dienen, die du nicht kennst, noch

deine Bäter, von den Göttern der Bölker, die um euch her sind, sie seien dir nahe oder ferne, von einem Ende der Erde bis an das andere: Man soll ihn zu Tode steinigen, denn er hat dich wollen verführen von dem Herrn, deinem Gott, der dich aus dem Agnptenland, von dem Diensthaus geführt hat."

Mild war die Strafe nicht, die Moses, dem der Herr sich auf dem Berge Horeb im brennenden Dornbusch offenbarte, den Kindern Israels androhte. Aber mit hellen Augen hatte der Schwiegersohn Jethros die Gefahr erkannt, die für die Unabhängigkeit und Selbständigkeit seines Volkes in der Nachahmung fremder Götter und fremden Wesens lag. Seine vom Geist des Herrn inspirierte Warnerstimme ist nicht die einzige geblieben, die aus den Schriften des alten Testaments heraustönt. Als er im Lande der Moabiter zum Gott seiner Bäter versammelt war, und Josua das Bolk trockenen Jußes über den Jordan geführt hatte, wurden die fremden Einflüsse noch gefährlicher. Einunddreißig Könige hatte Josua besiegt, mit der Schärfe des Schwertes teils und teils mit Thaumaturgenfünsten, und doch war es nicht gelungen, die Ureinwohner zu vertreiben, die Kanaaniter, Hethiter, Amoriter, Jebusiter und wie die Völker alle hießen, die da dieneten Baal und Astharot und opferten auf den Bergen Libanon, Karmel und Hermon, wo beim unzüchtigen Rult der Astarte die Redesoths und Kelabim in wilden Tänzen um die Ascheren rasten und brünstige Schreie zum Himmel emporsandten. Das mochte auch den Kindern Sems mehr behagen als die strenge Liturgie des Gottesdienstes, den der Levit handhabte, im Namen Jahwes, des großen, zürnenden Gottes, der da heimsucht der Bäter Missetat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Nach der kanaanitischen Jungfrau blickte begehrlich der israelitische Jüngling, und die Enkel Abrahams verschmähten es nicht, ein Weib vom Stamme der Amoriter, Sidoniter oder Jebusither zur Schnur zu haben. Fremde Sitten, fremde Anschauungen vermischten sich immer mehr mit denen des jüdischen Volkes: "Die Kinder Israel taten fürder übel vor dem Herrn und dieneten den Baalim und den Astharoth und den Göttern zu Sprien und den Göttern zu

Sidon und den Göttern Moabs und den Göttern der Kinder Ammon und den Göttern der Philister und verließen den Herrn und dieneten ihm nicht."

So klingt's zur Zeit der Richter, und die gleiche Klage hallt durchs ganze alte Testament, von Josua über die Bücher der Könige hinweg dis zu den großen Propheten, die einherschritten im härenen Gewand, das Jahwezeichen an der Stirn, als die Seher und Künder der Weisheit des Herrn. Doch Fluch und Strafe folgte dem Abfall stets auf dem Fuße. Salomo, der Asthoret, der Göttin derer von Sidon, nachwandelte und Meilkom dem Greuel der Ammoniter, und eine Höhe bauete Kamos dem Greuel der Moaditer auf dem Berge, der vor Jerusalem liegt, ward ein Widersacher erweckt vom königlichen Samen in Edom. Zwei güldene Kälber hatte Jerobeam gesetzt zu Beth-El und Dan, und wie er am Räucheraltar die Hand gegen den Mann Gottes von Juda aussstrecke, da verdorrete sie ihm. Das Volk aber wurde für seine Abgötterei geschlagen mit der Schärfe des Schwertes und geriet in jahrelange Unterdrückung und Knechtschaft, von denen es sich nie mehr ganz zu erholen vermochte.

Aber nicht nur im alten Testament ist so strenge Strafe gesetzt auf das Nachahmen fremder Götter, die Verleugnung ursprünglicher Art und Sitte. Von den ältesten Zeiten an sehen wir, wie die Tribunen und Legislatoren, die Führer und Lenker der Völker ängstlich bemüht waren, ihnen ihre Eigenart zu bewahren, wohl wissend, daß darin ihre beste Kraft lag. Auf glühendem Roste gebraten wurde unter Indiens Palmenhainen der Shudra, der es wagte, gegen das Gesetzbuch des Manu zu verstoßen, und wie es die Ügypter und andere Völker hielten, das mag man bei Herodot, Diodorus Siculus und sonstigen zünftigen und unzünftigen Historienschreibern nachlesen.

Andere Zeiten, andere Sitten und Anschauungen. Heute will es uns, speziell auch in der Schweiz, manchmal bedünken, als ob man eine Ehre darein setze, möglichst sich selbst, seine ursprüngliche völkische Abstammung zu verleugnen und sich ja so zu geben, wie man nicht ist. Oder ist es vielleicht nicht so? Blicken wir nicht mit ehrfürchtigen Augen auf alles das, was das Ausland tut? Was gilt denn bei uns der Künstler, der Schriftsteller, der nicht erst draußen von den Kritikern und Schwarzkünstlern auf den Thron erhoben und durch die Weihen ihrer Wahl gegangen ist? Bekommen wir es nicht ausführlich zu wissen, wenn ein auswärtiger Souverän, vielleicht nach einem zu reichlichen Frühstück an gestörter Verdauung leidet, oder wenn irgend ein Duodezsfürstchen sich herabläßt, unser schönes Land zu besuchen? Das ist die Stelle, wo auch wir sterblich sind. Der schweizerische Sportsmann, der letzten Winter mit dem deutschen Kronprinzen in St. Morit schlitteln

durfte, ist darob fast zu einer nationalen Berühmtheit geworden, und gar viele, denen obiges Faktum zu Ohren kam, wurden von ehrfürchtigen Schauern nur so geschüttelt. Vielleicht doziert man im nächsten Augenblick wieder mit entsprechendem Pathos des stolzen Maltheser stolzes Wort: "Ich kann nicht Fürstendiener sein!", aber das tut nichts zur Sache. Solche Gegensätze waren nur zur Zeit des von vielen dazu noch als etwas verrückt erklärten Hamlet paradox; heute bestätigt sie die Zeit!

Am schlimmsten scheint mir dieser Gößendienst, diese Anbetung des Ausländischen in unserem Militärwesen zum Ausdruck zu kommen. Vor einem Jahr etwa, bei der Betonung der Notwendigkeit der neuen Militärorganisation und Kritisierung einiger Mängel des bestehenden Systems schrieb ich an dieser Stelle u. a. folgendes:

Wenn ich von Gigerltum spreche, so meine ich nicht in erster Linie das Auffallende und zum Widerspruch Herausfordernde in der Kleidung vieler Offiziere. Das ist mehr äußerlicher Natur. Sondern ich meine jenes ungesunde Nachtreten fremder Systeme. jenes frampfhaft gesuchte Schneidigseinwollen und Paradieren bei der Ausbildung der Truppen, das dann in seiner migglückten Form doppelt lächerlich ist und unser Seerwesen so unpopulär wie möglich macht. Wer von den Offizieren und Unteroffizieren am meisten Lärm zu machen versteht, wer sich am lautesten vordrängt, um "schneidig" zu erscheinen, der ist persona grata. Die ruhigeren, dem Streber- und Schreiertum abholden Elemente, die in der Regel auch die tüchtigeren sind, werden dadurch verstimmt, um so mehr als sie das Hohle und für unsere Verhältnisse Ungesunde des fremden Gewächses wohl erkennen. Und fremdes Gewächs ist dieses über= triebene Schneidigseinwollen. Offiziere, die lange im Ausland waren oder zu ihrer Ausbildung dahin gesandt wurden, haben es dort in sich aufgenommen, das Paradewesen hat ihnen imponiert und nun sollte auch auf uns etwas von der Herrlichkeit fommen. Sie bedachten dabei nicht, daß man auf einem Brombeerstrauch keine Bananen züchten kann, daß das Extreme, das vielleicht noch für monarchische Staaten und stehende Seere pakt, aber auch dort schon bekämpft wird, unmöglich auch für eine Demokratie mit Milizsystem und bloß sechs= bis zwölfwöchentlicher Ausbildungszeit gut sein kann; daß es, auf dieses aufgepfropft, nichts anderes abgeben kann, als eine fünstlich gezüchtete Treibhauspflanze, die vor dem ersten warmen Strahl der Sonne zu welken beginnt. Was nicht aus individuellen Bedingungen in naturgemäßer Ent= widelung emporwächst, seine Wurzeln nicht in eigene Tiefen senkt, das stirbt ab. sobald die Wirklichkeit ihr Recht geltend macht. Gewiß, wir sollen vom Ausland lernen. soviel zu lernen ist, aber nicht das nachahmen, was auf unsere Berhältnisse nie und nimmer paft. Man sollte sein, das was man scheint, und was man nicht ist, sollte man auch nicht scheinen. Schon seiner Mohrschaft Fähnderich, der höchst verruchte Jago, hat das gewußt. Er war aber ein Heuchler und hat ihm nicht nachgelebt. Wir sollten's besser machen.

Die Tatsache, daß der betreffende Essai und namentlich die hier angeführte Stelle von über dreißig schweizerischen Zeitungen in zustimmendem Sinne nachgedruckt wurde und daß sogar große ausländische Blätter, wie die "Frankfurter Zeitung", darauf zurückfamen, scheint mir ein Beweis dafür zu sein, wie allgemein dieses Nachtreten fremder

Snsteme als schädlich empfunden wird. Der Göke, zu dem wir in mili= tarischer Beziehung fast ausschließlich beteten und es auch heute noch tun. ist Deutschland. Daß wir diesem Staate, der ja ein vorzüglich ein= gerichtetes Heerwesen besitzt, in militärischer Sinsicht vieles verdanken, ist bekannt und soll auch nicht bestritten werden. Aber daß man nun por allem, was von dorther kommt, die Knie beugt, als wär's das Benerabile, und fritiklos bei uns einzuführen sucht, was draußen Maxime ist, das schlägt ins Gebiet des Götzendienstes. Mit Braten auf glühendem Rost, mit Steinigung und Tod durch die Schärfe des Schwertes wird der freilich heute nicht mehr bestraft, aber die üblen Konsequenzen sind noch nicht verschwunden. Wie war es doch vor wenig Jahren bei der Neubewaffnung der Feldartillerie, wo man die Anschaffung der in Deutschland eingeführten Federsporngeschütze empfahl und das französische Snstem des Rohrrücklaufes von der Hand wies. Was kann von Frankreich Gutes kommen! Wären damals nicht Männer aufgestanden, die Mut und Rückgrat genug besaßen, dem entgegenzutreten, so wäre unsere Artillerie mit Federsporngeschützen bewaffnet worden, die dann furz darauf mit einem Kostenaufwand von mehreren Millionen hätten zu Rohr= rücklaufgeschützen umgewandelt werden müssen, wie dies in Deutschland der Kall war. Genau gleich verhielt und verhält es sich noch mit einer ganzen Anzahl anderer Fragen. Das ist sicher: eher wird ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen und ein Reicher ins himmelreich kommen, bevor ein überzeugter Anhänger des "preußischen Systems" einen andern nach seiner Kasson selig werden ließe. Wie weit wir es mit diesem Gökendienst bei uns schon gebracht haben, mag noch das folgende Beispiel beweisen: In den letten Manövern folgte ein blutjunger deutscher Leutnant in Zivil als gewöhnlicher Manöverbummler und ohne jede offizielle Mission den Übungen. Der junge herr fand denn auch bald Gelegenheit, sich mit der entsprechenden Wichtigkeit den Offizieren eines der Truppenförper vorzustellen. Welch tiefe Verbeugungen nun, welch ehrfurchtsvolles Augenaufschlagen, welch respektvolles Räuspern, wenn der herr Leutnant seine Weisheit zum Besten gab! Sogar Majore und noch Höhere hielten es nicht unter ihrer Würde, den bartlosen, jungen Mann um seine Meinung zu befragen und hörten mit angehaltenem Atem zu, wenn dieser mit Cäsarenarmbewegungen huldvollst geruhte, das Stück Welt= geschichte, das sich da auf dem Manöverfelde abspielte, zu korrigieren und — um einen Ausspruch Hebbels etwas modifiziert zu gebrauchen unsere militärischen Heroen zehnmal ohrfeigte, ehe er ihnen ein spar= sames Lob erteilte. Der Schenkwirtsohn Cola Rienzi muß kein königlicheres Gefühl gehabt haben, als er sich zum Tribunus Augustus aus= rufen ließ. Ein Stabsoffizier, und zwar einer unserer besten und selb= ständigsten, erzählte mir, es sei geradezu edelhaft gewesen, der Sache augusehen. So herrlich weit haben wir es also schon gebracht. "Wetter es liegt hierin etwas übernatürliches, wenn die Philosophie es nur aus= findig machen könnte." Da darf man sich wohl die bescheidene Frage er= lauben, ob es nicht an der Zeit sei, uns wieder etwas mehr auf uns selbst zu besinnen und sich ohne Chauvinismus und eitles Aufblähen daran zu erinnern, daß wir, wenn auch ein kleiner, so doch selbständiger Staat sind, der in jahrhundertelangen Kämpfen seine Unabhängigkeit wahrte und es deshalb nicht nötig hat, in so lächerlicher Weise fremden Göken nachzulaufen. Sonst sind die "Freiheit" und "Demokratie" im Munde des Kestredners nichts als Sprenkel für die Drosseln, vor dem ja schon der alte Schwätzer in Shakespeares unsterblichem Gedicht die reizende Ophelia so sehr warnte. Der Engländer Thomas Buckle hat in seiner Geschichte der Zivilisation einen sehr beherzigenswerten Sat aufgestellt, der, in mein geliebtes Deutsch übertragen, also lautet: "Bölker, wie Einzelne, werden nie entehrt werden, wenn sie sich selbst treu bleiben." Bielleicht wäre es gut, wenn wir uns dieser weisen Lehre nicht ganz verschlössen.

herbstahnung.

O ziti're nicht vor diesem herbst, dem reichen, Die Blätter gilben, und die Früchte fallen, — Doch eine Segensfülle ohnegleichen Ruht in der Scheunen kornbeladnen hallen!

O zitt're nicht vor diesem großen Sterben, Und wenn, vom kalten Godeshauch getroffen, Der Wälder bunte Rüllen sich entfärben, Und manche Blüte welkt und manches Koffen!

O zitt're nicht vor diesen herben Stunden, Wo kühle Schauer durch die Seele wehen,.... Es wird aus Grabesruh' und Abschiedswunden Ein neuer Lebensfrühling auferstehen!

A. Schär.